

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 82.

Donnerstag, 23. März

1933.



7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Billy überlegte einen Augenblick, sandte seiner Frau einen sondierenden Blick zu und wandte sich dann wieder Li-Chang zu:

„Haben Sie vielleicht Lust, meine neueste Arbeit zu sehen? . . . ich mache Sie aber ausdrücklich darauf aufmerksam, daß ich Ihnen damit . . .“ — er lächelte etwas einleitend . . . — „eine ganz besondere Auszeichnung erweise. Niemand hat sie in ihrem gegenwärtigen Stadium gesehen. Nicht einmal meine Frau!“ Er lächelte Elena zu: „Du darfst natürlich auch dabei sein, Elena!“

Li-Chang verbeugte sich geschmeichelt:

„Es wird mir eine große Ehre sein“, sagte er ernst.

Billy stand schon an der Flügeltüre zum Atelier. Er schob sie beiseite mit einem höflichen: „Bitte schön!“ und ließ seinem Gast den Vortritt. Dann bot er Elena, die die Statue in den letzten Tagen nicht mehr gesehen hatte, den Arm und führte sie bis zur Türöffnung, wo sie beide stehenblieben. Li-Chang war schon eingetreten.

„Na, was sagst du dazu?“ fragte er Elena mit beläufiger kindlicher Erwartung.

Sie stand einige Sekunden sprachlos, dann lehnte sie sich, ohne ihn anzublicken, in einer zarten und zugleich ehrfürchtigen Lieblosung an seine Brust. Sagte aber immer noch nichts.

In der späten Dämmerstunde stand seine nur halb vollendete Statue „Das Glück“ vor ihnen, mitten in dem großen Atelier. Ein junges, nacktes Weib, jungfräulich leuchtend, von eigenartiger zarter Anmut, wie auf einem Felsblock weit draußen am Meer ruhend. Allein, tausend Meilen vom Land entfernt, von schäumenden, gierig verlangenden Wellen beleckt, von Winden umbraust und von den Stürmen eines wildzerrissenen Himmels bedroht, den man zwar nicht sah, aber instinktiv fühlte.

Und alle stritten sich um ihren Besitz:

Die Wellen wollten sie in ihre grüne Tiefe hinunterziehen!

Die Stürme sie mit ihrer brutalen Verfolgung zu Tode hehen!

Das Gewitter sie mit seinen Blitzen peitschen!

Die Einsamkeit sie toll vor Angst machen!

Und trotzdem sah sie unberührt da, mit gefalteten Händen, mit einem Lächeln um den Mund. Und wenn sie betete, war es, um für ihr Glück zu danken. Wenn sie lächelte, lag darin ein Übermaß von abgeklärter Freude. Wenn sie weinte, geschah es aus dem Gefühl unendlichen dankbaren Jubels.

Die Welt konnte zusammenstürzen und die Elemente sich gegen sie verschwören, der Tod konnte seine knöchernen

Hand nach ihr ausstrecken . . . Das alles berührte sie nicht, sie fürchtete nichts, sie glaubte nichts von alledem, was die Menschen sich sonst unter diesen Dingen vorstellen.

Nur eines wußte sie, sie war über alle Maßen glücklich . . . !!

„O, Billy!“ Elena brach plötzlich in Weinen aus. „Wie wunderbar ist das! . . .“

„Ja, findest du?“ Auch seine Augen waren feucht geworden. „Ich bin auch selbst ganz zufrieden damit“ — er räusperte sich gerührt — „und außerdem finde ich, daß es einmal eine Symbolik ist, die wirklich zutrifft. Denn so ist das Glück tatsächlich: wenn sich auch alles dagegen verbündet, es bleibt doch unbehelligt davon. Es ist unverwundbar — aus Glück!“

Sie schwiegen einige Minuten. Auch Li-Chang war stumm, aber seine Augen strahlten.

„Und wenn man dann daran denkt, daß ausgerechnet Strefford mir die Idee dazu eingegeben hat!“ lachte Billy. „Strefford ist mein Rechtsanwalt“, erklärte er Li-Chang, der aber, ganz von der Statue erfüllt, nur in Gedanken verloren nickte. „Aber du warst es, Liebste“, flüsterte er, „die mir das Vorbild dazu gegeben hat. Was wäre aus dem Ganzen geworden ohne dich!“

Und Elena nickte ihm zu. Es lag ein beinahe seltsames Lächeln um ihren Mund. Denn diese Statue schien ihr wie eine einzige große Lieblosung von ihm. Mit der Behutsamkeit und Kraft eines Geliebten hatte er ihre zierlichen schlanken Glieder geformt . . . den Ausdruck ihrer Hände, den Fall ihrer Haare! Und welche Anmut hatte er in ihre Züge gelegt! Welche Feinheit, wieviel Seele und vollendete klassische Ruhe! . . . Sie hatten sich alle drei der Statue genähert. Billy erklärte mit großer Lebhaftigkeit: So und so hätte er sich das Ganze gedacht! Ob sie nicht auch der Meinung wären, daß ihm die Wellen auf dem Sockel gut gelungen seien? Ob sie bemerkt hätten, daß er auch in sie eine gewisse Symbolik hineingelegt habe? Ob sie sähen, daß es sich nicht nur um gewöhnliche Wellen handelte, sondern daß sie gierig und begehrlieh, haßerfüllt und taumelnd nach ihr griffen, wie Menschenhände nach allem Großem und Erhabenem zu greifen pflegen?

Li-Chang nickte sichtlich bewegt. Aber Elena warf sich wieder an seine Brust:

„Ich finde, daß sie herrlich ist!“ brach sie begeistert aus.

Ein Klopfen an der Türe unterbrach sie. Es war Jane mit einem prachtvollen Blumenstrauß in einem mächtigen Korb.

Elena klatschte in die Hände:

„Aber wie wundervoll! Sind sie wieder für Herrn French“, sie sandte Billy einen schelmischen Blick, „oder für mich?“

Jane knihte:

„Für die gnädige Frau“ und reichte Elena eine Visitenkarte.

Li-Chang warf der Statue einen letzten Blick zu und trat dann leise in den Salon hinaus. Obwohl es schon Anfang Juni war, mit blauem Himmel und Sonnenschein, war es doch verhältnismäßig kalt, weshalb auch ein freundliches Feuer im Kamin brannte. Aber trotzdem fror er, wie er immer zu frieren pflegte hier in diesem nördlichen Lande, wo alles kalt und das ganze Leben so farblos war. Er mußte manchmal über sich selbst lachen — aber wie oft hatte er sich nicht in einer solchen Stunde zurückgesehen in die warmen, prächtigen Seidengewänder der Kindheit, die mit schweren, goldenen Stickereien besetzt waren . . . in jene farbenfreudigen Kunstwerke, die noch über drei bis vier dicken Mänteln getragen wurden und die wie jene aus purer Seide und mit Eiderdaunen wattiert waren! Das waren noch Kleidungsstücke, die wirkliche Wärme spendeten! Im Winter hatte er über den Seidenrock noch eine etwas kürzere und an den Handgelenken verbrämte Pelzjacke gezogen, die ebenfalls mit mandchurischen Daunen gefüttert war . . . Auf dem Kopf die Pelzmütze, ein kleines, spitzes Ding, dessen Knöpfe aus Juwelen bestanden, wie überhaupt seine ganze kleine Person mit Perlen und Smaragden behängt gewesen war. Sogar auf den dicken, wattierten Schuhen sahen wertvolle Edelsteine . . .

Sung-Ling-Chang lächelte — in schmerzlicher, hoffnungsloser Sehnsucht!

Er haßte diese Länder der Ungläubigen mit ihrem ständigen Regen und Nebel und ihren kalten Wohnungen. Es schrie in ihm nach Farben und Wärme! Wie schön war nicht der Winter im Palast seines Vaters, des mächtigen Mandarins, gewesen, wo in den geschmückten Nischen die Wachskerzen brannten, heiß und duftend, wie sie es seit Generationen getan hatten — und wo die Erinnerungstafeln seiner Ahnen hingen. Oh, diese Winter dort!! Über hundert Kerzen brannten manchmal in einem einzigen Zimmer und verbreiteten köstlichen Duft in allen Ecken und Winkeln.

O goldene Kinderzeit!!!

Wie an ein unsagbar schönes und zugleich fernes Märchen erinnerte er sich an das alles. Man hatte ihn vergöttert und vor jeder Gefahr behütet und beschützt. Trotzdem hatte er seine Freiheit genießen können und durfte mit anderen Kindern spielen und sie mit parfümierten Zuckerblumen und anderen Schleckereien vollpfeifen. Er hatte sich mit ihnen gesreut, mit ihnen gegessen und gelacht. Aber im Innern des Palastes war er wie ein kleiner König behandelt worden. Da spielte er weder Federball noch ließ er Drachen steigen, wie er es draußen mit den Knaben tat. Da war er der Sohn des Herrschers, der Popanz der Dienerschaft. Aber auch da gab es manchmal zu lachen.

Ja, damals war Zeit gewesen zum Spielen und zum Lernen!

Schon mit zehn Jahren hatte er sich zu der nationalen Prüfung melden können, wozu man das uralte Ritualbuch auswendig wissen, Verse machen und die Geschichte des chinesischen Volkes kennen mußte. Auch die chinesischen Schriftzeichen hatte er bereits malen können und war ein für sein Alter ebenso gewandter Boxer und Fechter wie ein angehender Schachspieler gewesen!

Wie gering schienen ihm dagegen die Kenntnisse, über welche die Kinder der Abendländer in solchem Alter verfügen! Selbst in den besten Familien. Er verachtete sie, ebenso wie ihre Eltern, diese weißen Hunde. Aber nie ließ er sich das merken. Nie, daß er ein Wort darüber äußerte. Er war ein Meister in der

Kunst der Beherrschung. Er hatte eine ernste Mission vor sich, der er sich schon jahrelang widmete und deren Abschluß nicht in Frage gestellt werden durfte. Aber die Zeit war noch nicht reif. Deswegen trug er immer ein Lächeln und würdigen Gleichmut zur Schau, lernte, was er lernen konnte — und ließ im übrigen die anderen in dem Glauben, daß er ein lebenswürdiger und harmloser Mensch sei . . .

Elena hatte den Umschlag geöffnet und ihm die Visitenkarte entnommen. „Sun-Ling-Chang!“ stand darauf.

Sie blickte von der Karte zu den Blumen und von den Blumen wieder zur Karte zurück. Warf dann einen Blick zu ihrem Gaste hinüber. Was sollte sie tun? Sie traute ihm nicht — im Gegenteil, sie hegte ein starkes Vorurteil gegen ihn. Auf der anderen Seite hatte sie ja allen Grund, ihm dankbar zu sein. Es wäre wohl eine Beleidigung, die Annahme der Blumen zu verweigern. Und doch . . .!

Sie reichte Billy die Karte.

„Aber lieber Mr. Chang!“ Billy sah ihn erstaunt an. „Sie überschütten uns ja geradezu mit Ihren Freundlichkeiten.“

„Ja, es ist wirklich zuviel“, pflichtete Elena bei.

Li-Chang wehrte lächelnd ab:

„Es soll nur ein geringes Zeichen meines Dankes sein für das Glück, daß Ihre Frau Gemahlin sich meine Hilfe gefallen ließ.“

„Sie reden weiß Gott wie in einem französischen Konversationsstück“, lachte Billy hell auf. „Es wird ja noch soweit kommen, daß Sie uns danken müssen, weil wir Ihnen überhaupt Gelegenheit gegeben haben, meine Frau retten und ihr Blumen schenken zu dürfen! Oder können Sie sich dabei vielleicht auch wieder auf Ihren Konfuzius berufen . . .?“

„Ja, er hat für alles eine Antwort“, lächelte Li-Chang, „und er ist immer er selbst, wie nur die am höchsten Stehenden — und die am tiefsten Gefallenen!“

Elena hatte sich über die Blumen gebeugt. Sie liebte Blumen über alles. Es waren Orchideen, duftlos, aber von einer seltsamen Schönheit. Sie nickte Li-Chang lächelnd zu:

„Eines verstehe ich aber nicht“, sagte sie und hielt die Blumen an sich gepreßt.

„Und Sie glauben, gnädige Frau, daß ich es Ihnen erklären könnte?“

„Sie und kein anderer, ja! . . . Es ist mir nämlich unverständlich, wann Sie Zeit gehabt haben, diese Blumen zu bestellen . . . Sie trugen mich doch vorhin direkt zum Wagen, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten. Da war keine Minute Zeit, um jemand danach wegzuschicken. Und von hier aus haben Sie doch auch nicht telephoniert.“

Billy sah Elena mit wachsendem Erstaunen an:

„Aber Elena, du . . .“

Li-Chang zeigte sein stereotypes Lächeln.

„Trotz allem habe ich aber eben doch Zeit gefunden, einen meiner Leute zu beauftragen. Wie ich schon vorhin Ihrem Herrn Gemahl sagte. Ich betrachte es als keine Heldentat, daß ich Ihnen zu Hilfe geeilt bin. Ich kenne diese Leute alle, und sie gehorchen mir. Ohne daß Sie deswegen zu fürchten brauchen, daß ich ein Räuberhauptmann oder politischer Konspirator wäre“, fügte er heiter hinzu. „Aber wir Gelben sind ja doch gewissermaßen ein Staat im Staate — trotz allem!“

Elena senkte den Kopf. Er hatte ihr Mißtrauen nicht zerstreut. Aber . . .

„Ja, dann bleibt mir nichts übrig, als Ihnen eben noch einmal zu danken, Mr. Li-Chang, auch hierfür!“ Und sie hob den großen Strauß ganz aus dem Korb heraus — und schrie zugleich leicht auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Mein Mann hat Grippe!

Ich möchte lieber einen Jagdhund baden  
Und ihn zum Trocknen in die Betten legen,  
Und möchte lieber Möbelwagen laden,  
Als einen grippekranken Mann zu pflegen.  
Jetzt will er schlafen. Er benennt es dösen.  
Ich seh ihn in die Kissen sich vergraben.  
Jetzt will er plötzlich Kreuzwörterlöser  
Und eine bessere Nachttischlampe haben.  
Sein sogenanntes Fieber, — 38, —  
Veranlaßt ihn schon fast zum Phantasieren.  
Er mißt sich stündlich, unentwegt und fleißig.  
Jetzt ist's ihm heiß, und jetzt glaubt er zu frieren.  
Die Dame, die im ersten Stod Klavier spielt,  
Die soll man, so verlangt er es, erschlagen.  
Das Mädchen, das in diesem Fall Kurier spielt,  
Soll einen Brief zum Hausbesitzer tragen.  
Jetzt hat er Hunger. — Aufrecht will er sitzen.  
Er hat sich's überlegt: Er will nichts essen,  
Und statt des Essens will er lieber schwitzen.  
Doch vorher muß er sich noch einmal messen.  
Er schluckt Mixturen, Pillen und Tabletten.  
Den Widel reißt er fort nach fünf Minuten.  
Zu hart sind ihm die viel zu kalten Betten.  
Er sagt, er wälze sich in Fiebergluten.  
Dabei hat er nur 37,7.  
Er schimpft und sagt mit vielen Vorbehalten,  
Was ihm der Arzt da wieder mal verschrieben,  
Sei nur dafür, ihn lange krank zu halten.  
Es zieht. — Ich muß jetzt alle Türen schließen.  
Es schmerzt der Hals ihn beim geringsten Husten.  
Er sagt, er müsse sich vom vielen Niesen  
Die Seele völlig aus dem Leibe prusten.  
Ach, tät er's doch! — Ich weiß, es ist nicht christlich,  
Wenn wir im Herzen solche Wünsche hegen.  
Doch Nerven muß man haben, unverwundlich,  
Um einen grippekranken Mann zu pflegen!

B u d.

## Die beiden Schollenfahrer.

Von Karl Riis Nicolaus.

Langsam trieben große Eisschollen über das Meer. Grau war der Morgen und der Himmel hing tief. Enten flogen in langen Ketten niedrig über das Wasser und fielen an den Stellen ein, wo die See nahe am Ufer noch frei war vom Eis. Am Strand hatte sich das Eis übereinandergeschoben und war dann zu gewaltigen Klumpen zusammengefroren, die aussahen wie ein keines Gebirge.

Kriechend ging Hannes Rüg über das Eis. Auf dem Kopf trug er eine weiße Kappe und über die dicke Winterjoppe hatte er einen langen, hellen Leinentüchel gezogen, um zwischen Eis und Schnee weniger aufzufallen. Sichtbar war eigentlich nur sein braunes, hartes Gesicht, auf dem die strahlende Kraft seiner Jugend leuchtete, und das Gewehr, das er in den Händen hielt.

Ganz in der Frühe hatte er sich aufgemacht aus dem Dorf. Die Flinte hatte er zerlegt im Rucksack, und auch das Schneehemd trug er zuerst wohlverpackt auf dem Rücken. Denn die Entenjagd an der Küste war verboten, und das, was Hannes Rüg tat, war Wildbieberei.

Es lag ihm, dem reichen Fischhändlerssohn, eigentlich nichts an den Enten, aber er wollte es dem Holmers, dem strengen neuen Förster schon zeigen, daß er — Hannes Rüg — der Herr am Strand war und nicht der unerfahrene Beamte, der sich durch genaue, pedantische Befolgung aller Vorschriften schon höchst unbeliebt gemacht hatte überall an der Küste. Und dann war da noch eine andere Sache zwischen Hannes Rüg und Holmers; sie waren Rivalen und warben beide um Gerda Løffe, die junge Tochter des Lehrers.

Behutsam schlich Rüg hin und her zwischen dem aufgetürmten Eis. Wenn er in die Nähe der Wasserstellen kam, kroch er nur noch vorwärts. Denn er wollte heute unbedingt mit reicher Beute heimkehren. Er würde die geschossenen Enten Gerda zeigen und ihr sagen: „Sieh' her, das habe ich erbeutet!“ Und dann würde er ihr die Gefahr schildern. Er wußte: Gefahr wirkt immer bei Frauen. So würde er Holmers sicherlich wieder ein Stück in den Hintergrund drängen.

Je näher Rüg den Wasserstellen kam, um so mehr padte ihn das Jagdfieber. Rüg domterten seine Schäfte über das Eis; sie dröhnten die Küste entlang. Sie scheuchten alle Enten auf im weiteren Umkreis. Da mußte Hannes Rüg immer erst wieder ein ganzes Stück wandern, bis er abermals an belebte Wasserstellen kam. Er wunderte sich selbst, wie hart das Echo der Schäfte

war. Aber das Dorf war weit! Und dann hatte er einen günstigen Tag gewählt. Es herrschte nämlich ein schwacher Landwind, der alle Geräusche auf die See verwehen ließ.

Auf und ab ging die Jagd. Hannes Rüg hatte schon einige Enten im Rucksack. Er lag gerade weit draußen zwischen den Eisschollen auf der Lauer, da gewahrte er am Ufer auf einmal einen Mann. Hannes Rüg sah scharf hin. Es bestand kein Zweifel: das war der Förster.

Da blieb nur eins übrig: Flucht über das Eis.

Hannes Rüg schnallte seinen vollgepackten Rucksack auf, nahm die Flinte schußbereit in den Arm und flüchtete seewärts. Immer weiter wagte er sich auf die schwankenden Schollen hinaus. Jemandwo draußen hoffte er sich hinter einem der kleinen Eisberge zu vertriechen, um bei Einbruch der Dämmerung in großem Bogen an einer anderen Stelle der Küste an Land zu steigen und heim zu schleichen.

Ganz weit war der Flüchtling schon draußen auf der See. Der Förster hatte Mut. Er folgte ihm über die Schollen hinaus. Jemandwo draußen hoffte er dann schneller vorwärts zu kommen als der Wilderer.

Es blieb Hannes Rüg nichts weiter übrig, als den Rucksack mit den Enten im Stich zu lassen. Er ließ die Beute unter eine Scholle gleiten. Dann ging die Flucht weiter.

Es zeigte sich mehr Wasser zwischen den Schollen. Die offene See konnte nicht mehr weit sein. Immer schwieriger wurde es, von Scholle zu Scholle zu springen. Hannes sah sich mehrmals um. Der Förster blieb ihm hart auf den Fersen. „Er hält sich wie immer streng an seine Vorschrift!“ — dachte Hannes bitter.

Schließlich erreichte der Fliehende den Rand des offenen Meeres. Ganz in der Ferne trieben einige Eisberge. Sonst war die See tot.

Hannes sprang auf eine große Scholle und stieß kräftig ab. Langsam drehte sich die Eisscholle ins offene Wasser hinaus. Der Landwind nahm sie und drückte sie seewärts. Es war völliger Wahnsinn, was Hannes tat. Aber er wollte auf keinen Fall als aufgefahrener Wilderer in die Hände seines Rivalen fallen. Lieber wollte er ertrinken oder erfrieren.

Der Mann machte es sich auf der Eisscholle bequem. Er legte sich nieder, das Gewehr in Anschlag. Scharf beobachtete er seinen Verfolger.

Als der Förster an den Rand der offenen See kam, stuzte er. Hannes sah ihn groß und klar dastehen. Ein Gedanke juckte in ihm auf. „Wenn ich Holmers jetzt über den Haufen schieße, kippt er ins Meer, die Schollen schieben sich drüber, und niemals erfährt ein Mensch etwas von dieser Tat!“ Schon hob er das Gewehr, um auf den Förster zu schießen. Aber es tat es nicht. „Das ist kein Kampf mehr, sondern Hinterlist und Mord!“ — überlegte er.

Und jetzt geschah etwas, was Hannes überhaupt nicht begriff. Holmers stieß nämlich mit einer Eisscholle ebenfalls ins offene Meer ab. „Keine Ahnung hat der Mann!“ — dachte Hannes fast mitleidig. „Das ist doch glatter Selbstmord. Ich kenne die Schollenfahrei seit meiner frühesten Jugend, ich kenne das Meer. Ich habe noch eine kleine Chance. Aber er ist unerfahren und verloren! Ich werde ihm zeigen, daß ich der bessere Schollenfahrer bin!“

Hannes Rüg begann mit seinem Gewehrkolben im Wasser zu rudern, um die Geschwindigkeit der Scholle zu vergrößern. Rüg wurden die Hände dabei und steif. In einem unglücklichen Moment rutschte ihm das Gewehr in die See. „Waffenlos!“ — überlegte er. Dann begann er mit den Händen zu rudern.

Der Förster beobachtete den Flüchtling scharf. Zuerst nahm er auch den Gewehrkolben als Ruder. Auch seine Hände wurden Starr. Auch ihm entfiel die Flinte ins Meer.

Nebel wehte von der Küste her über das Eis. Die beiden Männer hockten auf den einsamen, treibenden Schollen mitten auf der grauen See, ausgeliefert der Gewalt des Windes, der von Land kam und sie in einen fürchterlichen Tod trieb. „Jetzt sieht Gerda in der warmen Stube und denkt an den Tanz am nächsten Sonntag im Gasthof“ — überlegte Hannes ernsthaft. „Wir aber segeln in eine eilige Erstarung!“

Die Scholle des Försters war größer; sie trieb schneller. Ganz nah kamen sich die flüchtigen Schollen auf der einsamen See. Die beiden Männer standen auf. Wie zwei Niesen standen sie da, sprunghaft und ohne Erbarmen. „Kampf bis aufs Messer!“ — dachte Hannes. Aber der Frost hemmte alle Entschlüsse.

Mit schrillen Prasseln stieß die Scholle des Försters gegen die, auf der Hannes Rüg stand. Holmers sprang hinüber. „Sie sind verhaftet!“ — sagte er barock und berührte den Flüchtling am Arm.

„Lächerlich!“ — wehrte Hannes ab. „In der Ewigkeit, in die wir segeln gilt kein Dastbefehl mehr!“

„Das Gesetz gilt überall!“ — erwiderte der Förster seltfam scharf. „Es gibt nur eins, das wichtig ist: das Gesetz!“

Schweigend hockten die Männer nebeneinander. Die Dämmerung kam über die See. Der Wind wurde eiffig.

„Ich werde an Gerda denken, wenn es ans Sterben geht“ — sagte Hannes müde.

„Ich sterbe im Dienst“ — entgegnete der Förster. „Ich habe an nichts zu denken als an meine Pflicht. Frau und Kind

werben mich vergebens suchen, wenn sie nächste Woche ins Dorf einziehen!"

"Sie sind verheiratet?" — fragte Hannes erstaunt.

"Seit drei Jahren! Jawohl!"

"Und warum singen Sie dann mit Gerda an?" — fuhr Hannes fort.

"Ich sagte dem Mädchen nur beim Tanz ein paar Artigkeiten. Weil die Leute doch überall mich hassten wegen meiner trodenen Strenge. So zwang ich mich zum Tanz und zu dem kleinen Flirt mit dem Mädchen. Kompromiß, nichts als Kompromiß den Leuten zuliebe!"

"Verdammt nochmal!" — flüsterete Hannes heiser. "Also alles Irrtum!"

Danach jagten sie beide nichts mehr. Der Frost machte sie müde. Sie legten sich hin, um zu schlafen. Langsam schwankte die Scholle weit draußen an dem nächtlichen Meer.

Nach Tagen fand ein Eisbrecher, der mit vier Dampfmaschinen unterwegs war über die See, auf einer Eisscholle zwei erstorene Männer. Der eine trug die Uniform eines Försters. Er hatte ein Notizbuch in der Hand, auf dessen aufgeschlagener Seite stand in zitteriger Schrift: "Ich melde meiner vorgelegten Behörde hiermit, daß ich den Fischer Hannes Kug beim Wildern verhaftete. Der Mann befindet sich in meiner Gewalt!"

"Der ist nun mit seinem Arrestanten direkt ins Jenseits!" — sagte der Kapitän des Eisbrechers.

Und die Matrosen nahmen die wollenen Mützen ab, als sie die Toten an Bord hoben.

Der Wind aber, der über das Meer kam, war mächtig und erbarmungslos — wie das Gesetz und die Liebe.

## Mitteilung von der Behörde.

Von Walter Hoff.

Mit einem gelinden Schreck nahm der Bürgermeister von Hinterdöbel das amtliche Schriftstück in Empfang. "Halt wieder eine neue Schererei!", sagte er mißmutig, drehte das Schriftstück nach allen Seiten und suchte nach seiner Brille. "Wann die Herren vom Amtsgericht einem schreiben, nachher weiß man schon, daß man nichts hat, als Laufereien und Ärger", sagte er seinen Monolog fort und wurde immer giftiger, weil er seine Brille nicht fand. Bis er drauf kam, daß er sie auf hatte.

Nun erbrach er also das Schreiben und las:

An die Bürgermeisterei Hinterdöbel, Postamt Vorderdöbel. Wie hieramts festgestellt, hält sich seit längerer Zeit ein sicherer Wolfgang Zermatt in Hinterdöbel auf. Derselbe ist zum 25. ds vormittags 10 Uhr in der Bürgermeisterei stellig zu machen. Seine Papiere sind bereit zu halten. Amtsgericht Karolinenfeld. Der Amtsrichter. Unterschrift unleserlich."

"Oha!", sagte der Bürgermeister, setzte sich und las das Schreiben noch einmal. Dann überlegte er. Also der Wolfgang Zermatt! Das hatte er sich schon lange gedacht, daß es mit diesem Menschen einmal ein schlechtes Ende nehmen würde. Wie lang war der Mann jetzt eigentlich in Hinterdöbel? So an die anderthalb Jahre. Das heißt: eigentlich in Hinterdöbel war er ja gar nicht — er wohnte droben in dem alten Jagdhaus, das einem Stadtkerrn gehörte, einem Bankier, der vor einiger Zeit bankrott gemacht hatte. Ganz allein wohnte er da oben, der Wolfgang Zermatt — das war ihm, dem Bürgermeister, schon gleich verdächtig vorgekommen! Welcher anständige Christenmensch wohnt in einem Haus, das eigentlich nur eine Hütte ist, eine halbe Stunde vom Ort entfernt! Aber er hatte eben wahrscheinlich Einiges zu verbergen, der Herr Wolfgang Zermatt. Wird schon so ein politischer Verbrecher sein! Oder am End' hat er gar falsches Geld gemacht — man wird ja jetzt sehen. Bis zum 25. — das ist übermorgen! Also schön!

Der Bürgermeister erhob sich, trat ans Fenster, öffnete es und rief hinaus: "Xaver! Xaver!"

"Jawoll!" antwortete ein älterer Mann, der damit beschäftigt war, Mist aufzuladen.

"Komm rein!", befahl der Bürgermeister.

Nach einer Weile trat der Xaver in die Bürgermeisterei. Er tat es auf Socken, weil seine Holzschuhe nicht ganz sauber waren, und weil die Bürgermeisterin kostengrob werden konnte. "Was schaffst?", fragte er den Bürgermeister.

"Alsdann, Xaver, du laßt das Mistaufladen und ziehst deine Uniform an. Dann gehst hinauf zum Jagdhaus, nimmst den gewissen Wolfgang Zermatt fest und lieferst ihn hieramts ein, verstanden?"

Xaver kraute sich hinter den Ohren.

"Wär's nicht gescheiter", meinte er, "die Gendarmerie."

"Nix ist es mit der Gendarmerie. Die Bürgermeisterei ist beauftragt, und insofgebehen ist die Ortspolizei zuständig."

"Wannst Angst hast, nachher nimmst halt den Dienstrevolver mit!" "Da hab' ich doch keine Patronen dazu!"

"Braucht auch nicht — schliefen sollst du ja nicht! Aber wenn der Mann den Revolver sieht, nachher wird er keinen Widerstand nicht wagen. Und bereit' dich ein bißl, sonst kriegt der Infulpat am End' Wind von der Sach' und fährt uns ab!"

"Schön!", sagte der Xaver. "Wennst meinst. Soll ich ihn schliefen, den Wolfgang Zermatt?"

"Besser ist besser", meinte der Bürgermeister. "Schließt ihn halt. Ist der Kottter im Stand?"

"Zwei Handwerksburschen sind drin!"

"Die schmeißt raus! Sollen sich wo anders einsperren lassen, die Kerle! Wir brauchen unseren Kottter augenblicklich für eine wichtigere Persönlichkeit. Also los, Xaver! Und paß' auf, daß er dir nicht auskommt, der Wolfgang Zermatt!"

"Er wird mir schon nicht auskommen", meinte der Xaver, "und wann er erst einmal die Spangen an hat..." Und ging ab.

Nach reichlich drei Stunden kam er wieder, diesmal in Uniform. Aber er sah nicht gut aus, der Xaver. Er hatte ein blaues Auge, aus dem er kaum heraussehen konnte, hinkte, und seine schöne Uniform sah nicht sehr reinlich aus.

"Alsdann hast ihn?", rief ihm der Bürgermeister entgegen.

"Haben tu ich ihn", sagte der Xaver, "er sitzt schon. Aber der Kerl hat sich saträßig gewehrt. Da, schau mein Aug' an! Und niedergeworfen hat er mich auch — wann ich nicht grob geworden wär', hätt' ich ihn nicht schliefen können. So hab' ich ihm halt einen an den Schädel g'haut — er ist ein bißl tappig davon. Aber ganz geduldig. Aber mit die Papiere. Bürgermeister — da muß ich schon mit dem Wagen hinauffahren: der Mensch hat massenhaft Papiere. Ganze Stöck' — alles mit der Schreibmaschin' geschrieben. Wenn das alles da herein soll..."

"Seine Papiere sind bereit zu halten!", zitierte der Bürgermeister aus dem amtlichen Schriftstück. "Also mußt halt hinauffahren, da kann ich dir nicht helfen. Alles muß herunter, alles muß da herein, verstanden! Ein gefährlicher Bursch, der Wolfgang Zermatt — ich hab' mir das schon immer denkt! Und jetzt auch noch Widerstand gegen die Staatsgewalt — das wird einige Jahre Zuchthaus geben!"

Zwei Tage später. In der mit "Papieren" von unten bis oben vollgestopften Bürgermeisterei wartet der Herr Bürgermeister. Mit dem Schlag 10 Uhr tritt der Herr Amtsrichter herein. Begrüßung. Dann fragt der Herr Amtsrichter: "Nun — ist der Herr Wolfgang Zermatt da?"

"Jawoll, Herr Amtsrichter. Gleich werd' ich ihn vorführen lassen. Der Gemeindepolizist wartet schon drauf!" Und ruft zum Fenster hinaus: "Xaver! Hol' den Infulpaten!"

Der Amtsrichter sieht den Bürgermeister verständnislos an.

"Vorführen? Gemeindepolizist? Infulpat? Ja, was haben Sie da gemacht, Herr Bürgermeister?"

"Jawoll, Herr Amtsrichter — mir haben da fest zugreifen müssen. Der Verbrecher hat sich bei der Festnahme durch den Gemeindepolizisten des Widerstandes schuldig gemacht, und den Polizisten und seine Uniform nicht unerheblich verlegt. Und was wir nachher noch für eine Schererei mit die Papiere gehabt haben — da sehens selber, Herr Amtsrichter, was der Verbrecher für einen Haufen Papiere hat!"

"Aber Mensch — warum haben Sie denn den Herrn Zermatt verhaftet?"

"Na — was denn hätt' ich tun sollen? In dem Schreiben steht doch stellig zu machen. Da hab' ich den Verbrecher eben der Einfachheit wegen festsetzen lassen. Und das mit die Papiere, das steht ja auch in dem Schreiben!"

Der Amtsrichter mußte sich seken.

"Mensch! Bürgermeister! Wissen Sie, was Sie sind? Nein — ich will es lieber nicht sagen — ich will die Hornochsen nicht beleidigen. Stellig machen" — das heißt: herbestellen hätten sie den Mann sollen, weil ihm eine behördliche Mitteilung gemacht werden soll. Die Mitteilung nämlich, daß sein Onkel in Amerika gestorben ist und ihn zum Alleinerben von einigen Millionen eingesetzt hat. Und den Mann haben Sie verhaften lassen! Den Mann haben Sie in den Gemeindetotter gesperrt! Und jetzt reden Sie noch von Widerstand gegen die Staatsgewalt. Und die Papiere! Seine Personalpapiere hätte der Mann mitbringen sollen, und Sie schleppen ihm, dem Schriftsteller, seine ganzen Manuscripte weg! Na — das ist eine schöne Geschichte."

Der Bürgermeister war sehr betreten. Dann kam ihm eine Idee. "Wissens, Herr Amtsrichter", sagte er, "wanns mir deutsch geschrieben hätten, und wanns statt einem sicherer Wolfgang Zermatt geschrieben hätten: der Herr Wolfgang Zermatt, wär' die Geschichte nicht passiert. Aber es ist halt ein Kreuz mit die Behörden..."